

Kritik als Voraussetzung von Wissenschaft

Rainer E. Zimmermann

Institut für Design Science München e.V. /

Clare Hall, UK - Cambridge

rainer.zimmermann@hm.edu

Wissenschaft (als Tätigkeit, als Beruf usw.) ist stets der Kritik ausgesetzt, kritisiert aber auch selbst. Die verbreitete Formel „Kritik der Wissenschaft“ unterliegt somit der intrinsischen Differenzierung von Genetivus obiectivus und Genetivus subiectivus. In der neueren Zeit hat es sich freilich im Zuge der Begriffsentwicklung eingebürgert, unter „Wissenschaftskritik“ eher die Kritik von Rolle und expositorischer Performanz der Wissenschaft zu verstehen, so wie man ursprünglich im Falle der „Literaturkritik“ Rolle und expositorische Performanz der Literatur in den Blick zu nehmen pflegte. Diese Sichtweise kommt vor allem jenen entgegen, welche die Wissenschaft aus verschiedenen, persönlichen Gründen öffentlich belagern, sei es aus Geschichtsvergessenheit, die oft politische Korrektheit genannt wird, sei es aus esoterischen Gründen, welchen bisher (wenigstens der Auffassung ihrer Anhänger gemäß) eine zureichende Anerkennung versagt geblieben ist. Diese Form der Kritik (weitere seriöse und unseriöse Varianten mit eingeschlossen) soll hier aber nicht in Frage stehen oder im einzelnen thematisiert werden. Nur soviel: Im Zusammenhang mit meinem Vortrag im Rahmen der kürzlichen is4si2021-Tagung¹ wurde ich in der anschließenden Diskussion gefragt, ob ich der Auffassung wäre, daß der sogenannte „westliche“ Wissenschaftsbegriff künftig weiter dominieren wird, obwohl es doch angemessen sei, auch den Wissenschaftsansätzen anderer Kulturen den nötigen Respekt entgegenzubringen. Ich antwortete, daß zum einen der tradierte „westliche“ Wissenschaftsbegriff ja auch einer sei, der sich ursprünglich aus verschiedenen Kulturbereichen gespeist habe (nämlich primär ägyptische und babylonische Wurzeln besitze und in der griechischen Zusammenführung und Neu-Interpretation – und zwar in einer Wendung zum Axiomatischen – erst seine abschließende Form gewonnen habe, nachdem er durch die europäische Renaissance und das Zeitalter der Aufklärung „hindurchgefädelt“ worden ist). Zum anderen aber würde dieser Wissenschaftsbegriff in der heutigen Zeit das Wissenschaftsbild eher irreversibel dominieren, einerseits durch historische Entwicklungsverläufe (ob begrüßenswert oder nicht) vermittelt und über den ganzen Planeten verbreitet, andererseits kaum Alternativen für empirisch-praktische Anwendungen gestattend (Stichwort: Raumfahrt etwa). Außerdem aber würde „Wissenschaftsansät-

¹ Rainer E. Zimmermann: Humanism Revisited. Workshop Digital Humanism. Is4si2021. Online Conference. <https://gsis.at/2021/08/10/is4si-2021-digital-humanism-workshop-programmed/> (18.09.2021)

zen anderer Kulturen den nötigen Respekt“ entgegenbringen nichts weiter bedeuten, als diese Ansätze verstehen zu wollen, was letztlich allein mit Mitteln der eingeübten (also „westlichen“) Wissenschaft möglich wäre. (Ein Problem, das bereits Malinowski geläufig war und später auch von Lévi-Strauss und Bourdieu ausführlich thematisiert worden ist.) Über „querdenkerische“ Sichtweisen aller Art, die allmählich auch in das wissenschaftliche Denken einziehen (ich habe mich bei anderen Gelegenheiten hierzu bereits ausführlich geäußert), und denen zudem durch eine unguete Vermischung der Aktivitäten mit den Bezeichnungen von „public“ und „science“ (vornehmlich in den angelsächsischen Ländern, vor allem in Großbritannien) Vorschub geleistet wird – von dieser Entwicklung wird insofern auch das heute hier angesprochene „critical thinking“ tangiert – über dieses neueren Massenphänomen wollen wir hier (fast) gar nicht weiter sprechen.

Mithin ist die Wissenschaft also nicht nur der permanenten Kritik ausgesetzt, sondern sie ist auch selbst kritisch verfaßt, weil ihr die Kritik zur generischen Methode wird. Indem somit die ursprüngliche, griechische Wortbedeutung vor allem auf die Konnotation von „unterscheiden“ und „entscheiden“ (also: die Unterscheidung aufheben) verweist, handelt es sich hier im Grunde um ein *Verfahren in der Krise*: In dieser gilt es sich zu *entscheiden*, und indem man das tut, *unterscheidet* man zunächst die verschiedenen Möglichkeiten, die man hat bzw. die man vermeint zu haben. Mit anderen Worten: In der Wahl werden die Möglichkeiten zum (schließenden) Denken und zum (performativen) Handeln im Hinblick auf ihre Wirksamkeit *diskriminiert*. In der Wissenschaft geht es freilich eher um die Konzeptualisierung der Begriffe, die auf konkrete Sachverhalte rekurren. Tatsächlich tritt aber auch hier eine Krise ein, denn die schließliche Wahl entscheidet über den weiteren Weg der Argumentation. Und die Wahl wird häufig genug durch außer-wissenschaftliche Kriterien bestimmt. Es versteht sich von selbst, daß das maßgebliche Auswahlkriterium hierfür in der Triftigkeit der Wiedergabe dessen bestimmt wird (oder zumindest bestimmt sein soll), was der Fall ist. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die einzelnen Wissenschaften, ob Naturwissenschaft oder Geisteswissenschaft oder auch Sozialwissenschaft, nicht wesentlich voneinander. Es ist lediglich der hermeneutische Spielraum der Interpretation, welcher variiert.

Das grundsätzliche Problem aber – eines, das freilich nicht allzu oft diskutiert wird – ist gerade genau jenes: nämlich die Kriterien zu bestimmen, die sicherzustellen geeignet sind, was der Fall ist. Zwar haben sich die Wissenschaften inzwischen weitgehend damit abgefunden, daß sie schwerlich bestimmen können, was tatsächlich die Wahrheit ist. Spätestens seit der systematischen Abgrenzung der spekulativen von der skeptischen Philosophie ist deutlich geworden, daß eine Wahrheit über die Weltverhältnisse (will man hier vom Sein der Seienden sprechen oder vom Absoluten) nicht erreichbar ist, weil der Zugang des Menschen zur Welt, in der Hauptsache auf der verfügbaren kognitiven Kapazität beruhend,

zwangsläufig unvollständig bleiben muß. Also auch das auf der skeptischen Grundlage gewonnene Wissen selbst muß immer beschränkt bleiben. Auf diese Weise ist das, worüber die einzelnen Wissenschaften verhandeln, nicht nur eine mögliche Bestimmung und bestenfalls Rekonstruktion eines partikulären Weltsektors, sondern auch und vor allem eine *Abbildung* dessen, was es gibt, so daß der Mensch lediglich Abbildungen auf Abbildungen anwendet, es aber nicht unmittelbar mit den Objekten dieser Abbildungen zu tun bekommt.

Dieser Umstand öffnet aber nicht der theoretischen Beliebigkeit die Tür, sondern ganz im Gegenteil: Er verpflichtet umso mehr auf Präzision und Stringenz der Argumentation. Um diese erreichen zu können, bedarf es der kritischen Untersuchung der jeweiligen Systematik und Methodik gleichermaßen. Und diese Kritik, die natürlich mehr Rekonstruktion als Ablehnung bedeutet, allemal aber Infragestellung der vorgegebenen Prämissen, muß sich um maximale Objektivierung bemühen. Gerade hierin findet sich der Kern des erwähnten Problems: Obwohl nämlich der subjektive Rest einer solchen Objektivierung, der maßgeblich von der individuellen Historie des forschenden Menschen abhängt, niemals völlig getilgt werden kann, muß es doch ermöglicht werden, einen weitgehenden Konsens mit den übrigen Beteiligten zu erreichen. Es versteht sich von selbst, daß dieses Ergebnis umso leichter gewonnen werden kann, je mehr Untersuchungsgegenstand und Methode, vor allem auch die verwendete Fachsprache, formalisiert werden können. Es gibt also ein ganzes Spektrum von Wissenschaften, in welchem sich die jeweilige Komplexität des Objektbereichs ebenso ausdrückt, wie die Mischung von Abstraktion und Konkretion: auf der einen Seite die Naturwissenschaften, die in der formalen Sprache der Mathematik verhandelt werden, weitergehender konsensfähig, weil hermeneutisch strenger gefaßt, als auf der anderen Seite die Geisteswissenschaften oder Sozialwissenschaften, diese eher hermeneutisch liberaler gefaßt.

Die angemessene Strategie liegt auf der Hand: Es gilt, permanent zu einem neuen Konsens zu gelangen und den eben erzielten permanent in Frage zu stellen und zu überprüfen. (Das ist der kritische Aspekt der Wissenschaft im engeren Sinne.) Dabei muß soweit wie möglich das Konsistenzprinzip angewandt werden, nämlich das Prinzip dessen, was ich früher „Denklinienkonsistenz“ genannt habe, ein Prinzip, welches sicherstellt, daß neu gewonnenes Wissen anschlussfähig bleibt an das früher erworbene Wissen. Daraus folgt aber sofort, daß eine auf diese Weise strukturierte Forschungsarbeit, die in der Lehre zudem noch angemessen vermittelt werden soll, allein von den vollständig ausgebildeten Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern durchgeführt werden kann, also von jenen, die alltäglich von Berufs wegen im jeweils herrschenden Fachdiskurs kommunizieren. Die explizite Fachkompetenz muß in diesem Sinne im Zentrum der Anforderungen stehen. Fachinterne Kritik muß außerdem jenseits aller individuellen, persönlichen Interessen und Befindlichkeiten geäußert werden dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß die Argumentation in irgendeiner Weise auf die

letzteren bezogen ist. In diesem Zusammenhang ist die Verwendung althergebrachter, tatsächlich antiker, Grundsätze mehr als hilfreich, voran das stoische Prinzip des „Innehaltens“ (asygkatathetein). Überhaupt entstammt das Wissenschaftsprinzip, über das wir hier sprechen, ja wesentlich der griechischen Pólis, und nicht zufällig war dies eine Siedlungsform, die so organisiert wurde, daß es darum ging, zu allen wichtigen Fragen einen Konsens zu erzielen, dem zumindest ein Teil der Bevölkerung in einer öffentlichen Debatte zustimmen konnte. Man vergißt häufig darauf hinzuweisen, daß es auch damals bereits „Fachauschüsse“ gab, die sich um Spezialfragen kümmerten (von den philosophischen Schulen, die auch für die Wissenschaften zuständig waren, ganz zu schweigen). Es geht also am Ende um eine Konsensfindung auf der Grundlage stringenter Rahmenbedingungen für einen gelingenden Fachdiskurs. Die Anfänge der Universitäten (seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts) waren mit dieser Problemstellung immer schon befaßt. Vollständig gelöst ist sie vermutlich bis heute nicht, aber von Rückschritt kann auch nicht die Rede sein.

Es bleibt aber schließlich folgendes festzuhalten: Man kann sich durchaus Institutionen vorstellen, denen es darum zu tun ist, Vorgehensweise und Ergebnisse der Wissenschaften an all jene zu vermitteln, die nicht Teilnehmer am Fachdiskurs sind. (Früher nannte man diese Form der Kommunikation „populärwissenschaftlich“.) Von einer Vermischung der Kompetenzen oder von einer scheinbaren Übertragung tatsächlich wissenschaftlicher Tätigkeiten auf die Teilnehmer am populärwissenschaftlichen Diskurs ist jedoch abzuraten: Tatsächlich dient Wissenschaft *en passant* der gesellschaftlichen Demokratisierung, eine unnötige Verbreiterung ihrer Diskurse aber und eine Unschärfe in der Abgrenzung zum Populärwissenschaftlichen dient lediglich einer *scheinbaren* Demokratisierung. Daß diese (gerade im sogenannten „Westen“) über lange Jahre hinweg gefördert worden ist, hat übrigens nicht unmaßgeblich dazu beigetragen, daß heute, noch dazu verstärkt durch die medialen Möglichkeiten, Querdenker, Esoteriker oder andere Privataktivistinnen an großem Selbstbewußtsein gewonnen haben und sich berufen fühlen, ihre Auffassungen öffentlich als solche zu präsentieren, die eine echte Alternative zu den Wissenschaften bieten können – was natürlich in keinerlei Hinsicht der Fall ist.